

Auf der Suche nach meinem Daheim oder einige persönliche und grundsätzliche Gedanken zum Thema "Wohnen"

Autor(en): **Flückiger, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **33 (1991)**

Heft 6: **Da-Heim**

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der Suche nach meinem Daheim oder einige persönliche und grundsätzliche Gedanken zum Thema «Wohnen»

von Thomas Flückiger

Ich bin in einer Familie aufgewachsen und wohnte bis zu meinem 18. Lebensjahr bei meinen Eltern. Das Wohnen war selbstverständlich, ich hatte ein Zuhause, ein Haus, aufgeteilt in verschiedene Räume mit unterschiedlichen Funktionen.

Mit 16 bekam ich ein eigenes Zimmer mit separatem Eingang. Dies bedeutete mir damals viel, ich konnte mich ein Stück der Kontrolle der Eltern entziehen.

Es war der Beginn eines eigenständigen Lebens. Das eigene Zimmer war zum Symbol für Freiheit und Unabhängigkeit geworden. Schon bald drängte mich nach mehr; mit 18 verliess ich das Elternhaus endgültig. Es folgten Jahre mit vielen Wechseln. Das Wohnen war, wie ich bald bitter erfahren musste, nicht mehr selbstverständlich. Ich war aus dem Nest herausgefallen. Ich erfuhr, dass ich das Wohnen erst lernen musste. Abgesehen von einem Zwischenjahr wohnte ich ununterbrochen 18 Jahre lang mit andern Leuten zusammen, in grossen und in kleinen Häusern, auf dem Lande und in der Stadt, an schönen und weniger schönen Orten. Ich

experimentierte mit den unterschiedlichsten Wohngemeinschaftsformen. Meine verschiedenen Wohnorte waren in ihren Qualitäten, Gliederungen und Ordnungen stets auch Ausdruck, Bewährungs- und Verwirklichungsform meiner selbst. Menschliches Leben scheint sich im Wohnen zu offenbaren. Der Mensch ist, wie er wohnt, oder wie es Heidegger formuliert: **«Mensch sein heisst: als Sterblicher auf der Erde sein, heisst: wohnen.»** Saint-Exupéry schreibt in seiner **«Citadelle»**, der **«Stadt der Wüste»**: **«Ich habe eine grosse Wahrheit entdeckt, zu wissen, dass die Menschen wohnen, und dass sich der Sinn der Dinge für sie wandelt, je nach dem Sinn ihres Hauses.»**

Die Menschen bewohnen aber nicht einfach Häuser, sondern «soziale Räume»: Dörfer, Quartiere, Städte, Slums usw. Wer wie wohnt, ist ebenfalls Ausdruck einer sozialen Struktur, sei dies nun einer horizontalen (nicht hierarchischen) oder vertikalen (hierarchischen). Wo immer Menschen sich niederlassen, da rücken sie wenn möglich zusammen. Der Gemeinschaft kommt somit, ebenso wie dem einzelnen Haus, die Funktion des «Bergens und Schützens» zu.

Diese soziologische Sichtweise zeigt eine andere Dimension auf: Der Mensch ist demnach nicht, wie er

wohnt, sondern er wohnt so, wie es seinem sozialen Status, dem gesellschaftlichen Machtgefälle, den Herrschaftsverhältnissen entspricht. Sag mir, wie ein Mensch wohnt, und ich sage dir, welcher sozialen Schicht er angehört.

Das Wohnen, die Bedeutung des Hauses Versuch einer Definition

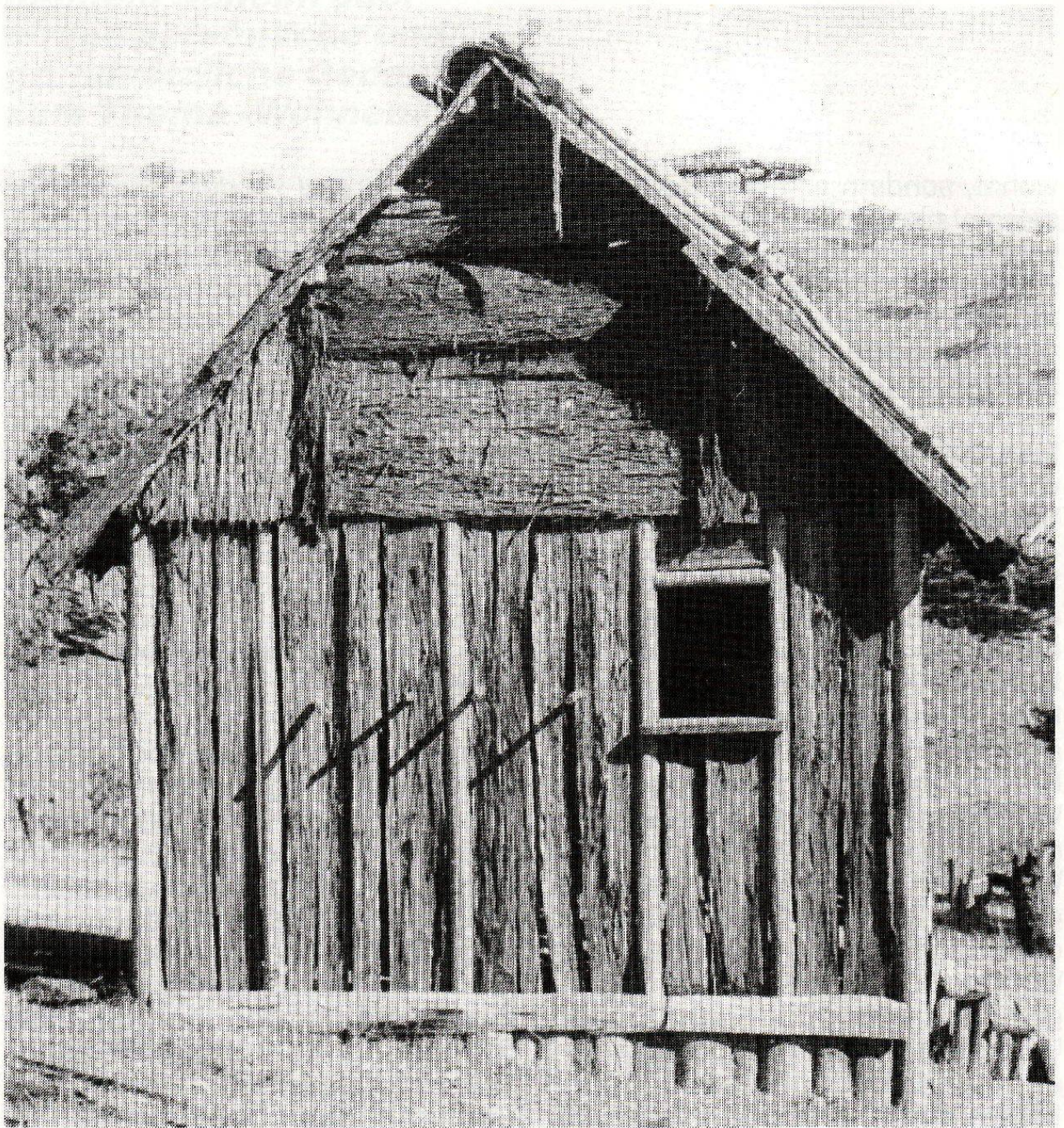
Wohnen heisst zuallererst und ganz elementar: ein Dach über dem Kopf haben, als Schutz vor Regen, Kälte, Hitze, Wind, Raubtieren, Schlangen, Feinden usw. Eine Höhle kann ein solches Dach sein, aber auch ein Iglu, ein Beduinenzelt, ein Einfamilienhaus, ein Wohnwagen oder das Shopville in Zürichs Bahnhof. Für die Armen dieser Welt (und damit für den weitaus grössten Teil der Menschheit) steht diese elementare Bedeutung des Wohnens nach wie vor im Vordergrund.

Unter dem Stichwort **«Wohnung»** finde ich im Lexikon folgenden Eintrag: **«Wohnhaus, ortfestes Gebäude, das dem Menschen als Wohnstätte dient.»** Bollnow schreibt: **«Der Mensch würde seinen Halt verlieren, wenn er nicht einen festen Bezugspunkt hätte, auf den alle seine Wege bezogen sind, von dem sie**

ausgehen und zu dem sie zurückkehren.» Er nennt diesen Ort für den Menschen die **«Mitte des erlebten Raumes»**. Der Mensch braucht eine solche Mitte, in der er im Raum verwurzelt ist und auf die alle seine Verhältnisse im Raum bezogen sind. Diese Mitte zu schaffen, wird nach Bollnow zur entscheidenden menschlichen Aufgabe. Und diese erfüllt er im Errichten und Bewohnen seines – im weiteren und engeren Sinne – Hauses.

Die Grenzen zwischen Innen und Aussen

Das menschliche Leben spielt sich im Dreieck Wohnen – Arbeit – Freizeit ab. In der bäuerlichen Selbstversorgungswirtschaft bildeten diese Funktionen auf dem heimatlichen Hofe eine Ganzheit. In der späteren Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft blieb die Lebenswelt noch lange Zeit beschränkt auf das Dorf oder die Stadt. Durch die Mobilität wurde der Lebensraum des Menschen in bisher unvorstellbarem Masse erweitert. Es scheint beinahe, als verlieren und verfranseln sich die Grenzen des ICHS in die Aussenwelt. Zum andern stelle ich aber fest, dass eine Gegenbewegung, vom Gemeinwesen zum ICH, stattfindet, die ihren Ausdruck



«Goldgräber-Haus»

unter anderem im privaten Wohnen findet; in der Beanspruchung von immer mehr privater Wohnfläche, in dem

Trend zur totalen Privatheit, Egozentrismus und Pseudoautonomie, in der Gestalt einer anscheinend unersättli-

chen Nachfrage nach eigener Wohnung, eigenem Haus, eigener Zufahrt, eigenem Swimmingpool usw.

Die **«Mitte des erlebten Raums»** (Bollnow), so sehr sie für das Wohnen des einzelnen Menschen von Bedeutung ist, ist ebenso ein öffentlicher Ort, ein Ort der Begegnung, des Austauschs, der Feste, der sozialen Interaktion. Die totale Privatisierung dieser «Mitte» ist eine bürgerliche Perversiön. Die private «Insel der Geborgenheit» entpuppt sich bei genauem Hinsehen als Ort der zerrütteten Ehen, der Vergewaltigungen, des Familienterrors, aber auch als Ort der Einsamkeit und Verlassenheit.

Abschied von der Wohngemeinschaft

Während meiner Wohngemeinschaftszeit war ich heimlich stolz darauf, dem gesellschaftlichen Trend entgegenzulaufen. Das Teilen einer Wohnung oder eines Hauses mit verschiedenen Leuten, das Benutzen von Gemeinschaftsräumen wie Küche, Bad, Keller, Bastelraum usw. schien mir sinnvoll, politisch erforderlich und gab mir die Möglichkeit, grosse alte Villen zu erschwinglichen Preisen zu bewohnen. Das Zusammenleben mit anderen Leuten forderte mich täglich heraus. Diese Konfrontation suchte ich förmlich. Sie schien mir

Garantie zu geben, mich in meiner Persönlichkeit zu entwickeln.

Und trotzdem bleiben – wenn ich diese Jahre in Gedanken überfliege – viele Fragen zurück. Stark habe ich mich von ideologischen Vorstellungen lenken lassen, wenig habe ich das Haus in der Funktion des Bergens und Schützens wahrgenommen. Das Gleichgewicht zwischen meiner eigenen Assimilierungskraft und dem Ausmass des anzueignenden Fremden wurde ständig gestört. Meine Kräfte wurden von den Auseinandersetzungen mit dem Fremden (den andern MitbewohnerInnen) im eigenen Hause aufgezehrt. Zusehends wuchs in mir die Sehnsucht nach einem ruhigeren Ort, wo ich die Festigkeit gewinnen könnte, mich gegenüber dem Ansturm der «weiten Welt» behaupten zu können.

Die satte Zufriedenheit

Ich schreibe diese Zeilen im Wissen darum, dass es ein Privileg ist, ein Haus oder eine Wohnung zu haben. Vielen Menschen ist dieses Grundrecht menschlichen Lebens nicht erfüllt. Die Zahl von Obdachlosen, Verfolgten und Asylsuchenden nimmt zu, ganz zu schweigen von all jenen, die in den Slums der Grossstädte existieren.

Viele Behinderte leben in Heimen. Ihr

Daheim richten andere – Fachleute – für sie ein. Diese anderen nehmen für sich in Anspruch, genau zu wissen, was für den behinderten Menschen richtiges Wohnen ist.

Das Haus, das die Menschen zu errichten haben, ist ebenso ein **soziales Haus**. Das «Daheim» der Menschen gilt es erst noch zu bauen. Es müsste ein soziales «Daheim» in einer solidarischen Gemeinschaft sein. (Man baue einem behinderten Menschen ein Haus ganz nach seinen Vorstellungen. Ich glaube nicht, dass dieses Haus für ihn unter den momentan herrschenden Verhältnissen je zu einer Insel der Geborgenheit werden kann.)

Wohnen ist nicht in erster Linie Ausdruck individueller Selbstfindung. Für die unteren Schichten tut wohnen not, und die oberen demonstrieren mit ihrer Art zu wohnen den sozialen Status ihrer gesellschaftlichen Macht.

Das traute Heim

Es wäre wohl verkehrt, anzunehmen, dass ein Haus oder eine Wohnung dem Menschen je eine endgültige Sicherheit geben könnte. Auch in meiner letzten Station des Wohnens, einem Einfamilienhaus als Dienstwohnung in einem Heimareal, habe ich das traute Heim nicht gefunden. Das Haus – oder das Wohnen im weitesten

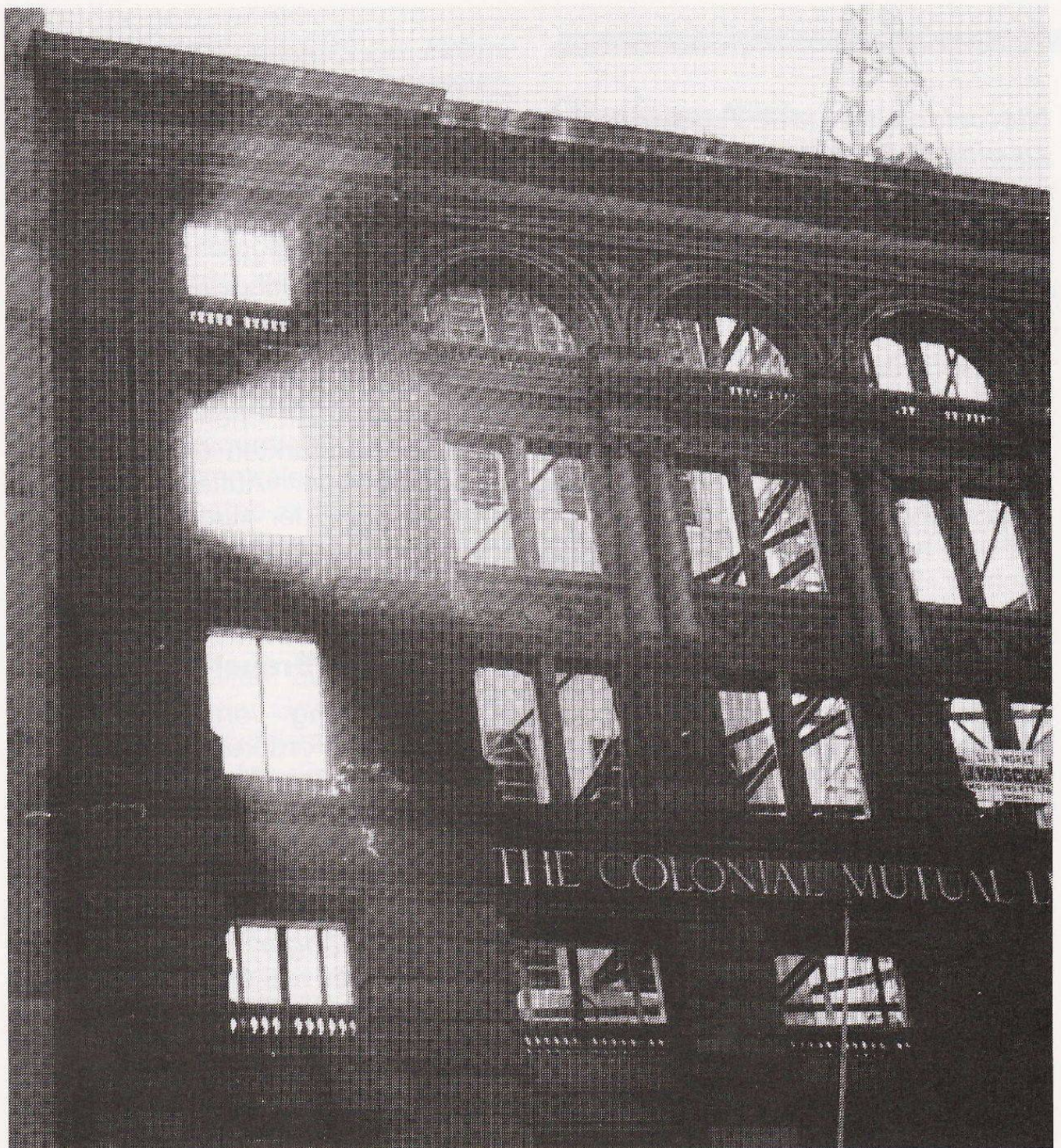
Sinne – bleibt immer verletzlich, es kann dem Menschen nie endgültige Sicherheit geben. **«Darum muss der Mensch»,** schreibt Bollnow, **«in jedem Haus zugleich die innere Freiheit bewahren, dies Haus auch wieder verlassen zu können.»**

Weiter schreibt er: **«Auf der anderen Seite aber befreit das Wissen von der Verletzlichkeit der menschlichen Wohnung und von den Gefahren der Verfestigung in seinem Gehäuse den Menschen nicht von der Aufgabe, mit allen Mitteln der planenden Vernunft sein Haus zu bauen, in ihm die Ordnung seines Lebens zu schaffen und diese immer wieder in unablässigem zähen Kampf gegen das Andringen der chaotischen Mächte zu verteidigen. Nur in einem solchen immerwährenden Kampf kann sich die Insel der Geborgenheit erhalten.»**

Das heisst Abschied zu nehmen vom «trauten Heim», und trotzdem den Mut zu finden, mich niederzulassen, ohne mich zu verfestigen, zu versteifen, Wurzeln zu schlagen, ohne mich abzukapseln, lernen, mich anzuvertrauen, ohne mich preiszugeben, das heisst wohnen, das heisst leben.

Literaturverzeichnis

- M. Heidegger, Bauen, Wohnen, Denken. Pfullingen 1954
- A.D. Saint-Exupéry, Citadelle. Paris 1948
- O.F. Bollnow, Mensch und Raum. Stuttgart 1963



«Schein-Haus»